Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 14

Artikel: Der blaue Diamant
Autor: Kürenberg, Joachim von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754010

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joachim von Kürenberg

Der blaue Diamant

DIE GESCHICHTE EINES STEINES

Das Raunen um den geheimnisvollen Blauen Diamanten will bis auf den heutigen Tag nicht zur Ruhe kommen. Wie schon vor zweihundert Jahren beschäftigt dieser Stein noch immer die Gemüter, gleichgültig ob es sich um Fachleute oder Laien handelt, ob es Europa oder Amerika ist. In Abständen tauchen von Zeit zu Zeit immer wieder Berichte in Zeitungen, Wochenblättern, auch im Radio auf, die etwas Neues über diesen Diamanten erzählen wollen, vom Groschenheft angefangen bis zur vornehmen «Revue des deux mondes» — die aber doch ehrlich genug ist, schließlich einzugestehen, daß sie nach langem Suchen und Ueberprüfen festgestellt habe, außer in dem Pariser Strafakt des Finanzministers Nicolas Fouquet aus dem Jahre 1689 nichts Positives über die Geschichte des Blauen Diamanten gefunden zu haben. Diese eine Seite aus jenem französischen Gerichtsprotokoll hat aber vielfach genügt, die wenigen darin enthaltenen Tatsachen zum Mittelpunkt eines Durcheinander von Phantastereien zu machen, die schon bei der ersten Nachprüfung als solche erkennbar werden. Wenn zum Beispiel der Amerikaner James Henry Wolff behauptet, Tavernier habe den Blauen Diamanten 1616 nach Europa gebracht, so ist dies schon deshalb unmöglich, weil Tavernier damals noch ein Wickelkind in Antwerpen war. Um nun diese Spärlichkeit der wenigen vorhandenen Unterlagen aufzufüllen, wurden einfach Geschichten und Anekdoten von anderen Diamanten hineingeflochten, mit Vorliebe solche des «Cullinan» und «Koh-i-noor», von dem eine Wiener Zeitung allen Ernstes behauptet hat, er wäre schon vor Christi Geburt geschliffen worden. Aber auch die höchst zweifelhafte Vorgeschichte des «Krüger-Diamanten» wie auch des «Orlow» mußten herhalten, um die Herkunft dieses Blauen Diamanten auszustaffieren, zuletzt noch die Ammenmärchen um den «Sancy», dessen wirkliche Herkunft einwandfrei bewiesen in der Encyclopaedia Britannicae 11. edit. vol. XXIV zu finden ist. Aber trotz dieser vielen willkürlichen Zugaben reichten bis heute diese zusammengetragenen Geschichten nicht aus, die Geschichte des Steines nur schemenhaft anzudeuten, geschweige denn ein Buch zu füllen, so daß bisher auch ein solches über jenen Wunderstein nicht erschienen ist. Bei weiterer Beschäftigung mit der Geschichte dieses Steines ergaben sich dann langsam einige Stützpunkte, die um so genauer und ausführlicher werden, je mehr sie sich der Gegenwart näherten. Das älteste Zeugnis für den Blauen Diamanten ist nach den Aufzeichnungen Taverniers der im französischen Staatsarchiv zu Paris aufgehobene Bericht aus dem Februar des Jahres 1715 über den Besuch des persischen Gesandten Nadir am Hofe Ludwigs XIV., in dem erwähnt wird, daß der König zu Ehren des ausländischen Gastes einen weiten Mantel aus Goldstoff getragen habe mit einem einzigen Knopf auf der Brust, nämlich jenen Blauen Diamanten. Für diese Epoche waren es besonders Robert M. Shipley und sein Mitarbeiter A. Mc. C. Beckley, die mich bei den recht schwierigen Nachforschungen unterstützten. Aber auch bei ihnen ergaben sich auf Grund von Vergleichen mehrere Ungenauigkeiten, wie zum Beispiel die Erwähnung des für die Geschichte des Steines wichtigen Sir Hope, der aber nicht Henry Philipp mit Vornamen heißt, sondern richtig Sir Henry Thomas Hope. Er war es, der bei Christie in London den Blauen Diamanten ersteigerte. Auch diesem Haus Christie, Manson & Woods, wie es heute heißt, bin ich für Auskünfte und Einblicke in die Auktionskataloge zu Dank verbunden; aber selbst in diesen Verzeichnissen waren irreführende Fehler enthalten, allerdings ohne Schuld der Firma, denn der dort aufgeführte Prinz Poniatowski war nur der Deckname für einen anderen Käufer des berühmten Diamanten, nämlich für den Prinzen Kanitowski, wie er in Wirklichkeit heißt. Was die Darstellung der «Titanic»-Katastrophe anbelangt, so waren es die Augenzeugen-Berichte, die vornehmlich hier als Unterlage verwandt wurden, besonders aber auch der Bericht des Board of Trade und die Verhandlungen vor dem Senatsausschuß, dem fast alle Ueberlebenden der «Titanic» gegenübergestellt worden sind. Für das Kapitel «Der Kaufmann des Todes» waren die außerordentlich wichtigen und interessanten Mitteilungen von Lady de B... in Beaulieu — seit langer Zeit mit Sir Basil Zaharoff befreundet — grundlegend. Wenn in diesem Kapitel einige Namen ausnahmsweise nur angedeutet sind, so geschieht es auf besonderen Wunsch der Betreffenden, die heute noch an der Riviera leben. Neben dieser Mitarbeit von privater Seite waren es deutsche, englische, französische und nordamerikanische Behörden, darunter Direktionen von Bibliotheken und Museen, die bereitwilligst durch Erteilung von Auskünften und Ratschlägen mithalfen, das außerordentlich schwierige, um nicht zu sagen gefährliche Material zu bestimmen, denn auch sie sahen sich dauernden Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten gegenüber, die zur Vorsicht und erneuten Ueberprüfung mahnten. Von den Behörden soll besonders der türkischen Regierung gedankt sein, die dem Verfasser liebenswürdigerweise die Erlaubnis erteilte, den sonst für keinen Fremden zu besichtigenden Yildiz-Kiosk in tagelangen Besuchen kennenzulernen wie auch die sonst verschlossenen Sultansgärten. Mannigfaltig sind die Länder, in denen die Geschichte dieses Steines spielt: Indien, Frankreich, Italien, die Niederlande, Deutschland, England, Ungarn, die Türkei und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus eigenem Erleben sind sie dem Verfasser bekannt, selbst der Tempel von Puri. Dieses muß betont werden, denn trotz diesen persönlichen Eindrücken war es nötig, die jeweilige Schilderung früheren Zuständen anzupassen, oft abweichend von den heutigen, was deshalb aber nicht mit Unkenntnis verwechselt werden darf. So rundet sich abgesehen von den genannten Studien an Hand von über 200 Druckwerken verschiedenster Art die merkwürdige Geschichte des Steines, angefangen mit den alten Tagebüchern des Alonso de Contreras bis zum Safe-Bericht der New-Yorker Bankdirektoren, vervollständigt noch durch die fachmännischen Beratungen des bekannten in San Franzisko lebenden Diamanten-Kenners Godfrey Eacret und durch Hinweise aus dem Institut für Edelsteinforschung in Idar-Oberstein, dem Außen-Institut der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt am Main. Alles zusammengenommen kann somit wohl diese Arbeit darauf Anspruch erheben, einen einigermaßen richtigen Begriff von der Geschichte des blauen Diamanten zu geben, auch von dem schrecklichen Verhängnis, das sich zufällig, aber doch seltsamerweise an jedem vollzog, der diesen Stein jemals besessen hat.

Copyright by Orell Füßli Verlag, Zürich, 1938

«Zum Anker von Mogador».

Die blau-silbern lackierte Sänfte mit dem Wappen der Lobineaus an den Schlägen — ein Wappen, über das sich ganz Paris amüsiert, weil es recht unanständig ist —, wird von den Trägern vor einem Hause in der Rue de Roule niedergesetzt. Es hat schon, wie jetzt viele Häuser in Paris, den neuen Dach-Ausbau des Herrn Mansart, von diesem erfunden, um der Wohnungsnot in Paris abzuhelfen, da sich die Stadt trotz der wachsenden Bevölkerung nicht über Wall und Festungsgräben ausdehnen will.

Diese neu erstandenen Dachwohnungen — nach ihrem Erfinder Mansarden genannt — sind recht beliebt geworden, besonders darum, weil sie luftig sind und einen freien Blick über Dächer und Straßen auf das weite Land hinaus haben, bis zu den Wiesenhügeln von Suresnes und den Windmühlen von Puteaux.

In einer solchen Mansarde wohnt auch Jean Baptiste Tavernier; es ist nur sein Absteigequartier, wenn er einmal auf seinen Reisen von Antwerpen oder vom Orient her nach Paris kommt, um in der Seine-Stadt seine Geschäfte abzuwickeln und dem König seine Aufwartung zu machen. Dieser benützt gern jede Gelegenheit, dem berühmten Antwerpener Händler Aufträge zu geben, was jenem auch den Titel eines Chevaliers und die Ernennung zum Baron d'Aubonne bereits eingebracht hat.

Diese Pariser Dachwohnung unterscheidet sich recht beträchtlich von dem Stadtpalais Taverniers am Steen in Antwerpen, das er sich ohne Rücksicht auf Kosten, weniger um darin zu wohnen, vielmehr als ein Haus der Repräsentation, hatte erbauen lassen. Desto wohler fühlt er sich hier in diesem Pariser Heim, wo alles Wärme und Bequemlichkeit ausstrahlt, wo jedes Stück eine Erinnerung an frühere Reisen, Abenteuer, Jagden und exotische Menschen bedeutet.

Vierzig Jahre hindurch war er durch die Welt gezogen, besonders in Italien, eingekehrt auch auf dem Balkan, in Mesopotamien, Persien und Indien, um sich dort, wie die Antwerpener erzählen, ungeheure Reichtümer zu erwerben und diese noch im Weiterhandel mit den Niederlanden, Frankreich und Spanien, wie auch unter Ausnutzung seiner guten Verbindungen zu den Fürstenhäusern Europas, zu vervielfachen, ganz besonders aber mittels seiner Beziehungen zu Louis XIV., der allein — wie es von Colbert bestätigt wird — ihn über eine Million Dukaten hatte verdienen lassen.

Als die Herzogin Louise von Vallière, der ein Magier erklärt hatte, wenn sie den blauen Diamanten finde, werde sie damit die Liebe des Königs von Frankreich zurückgewinnen können, das «Atrium» betritt, findet sie Tavernier und seine Bedienten gerade damit beschäftigt, Kisten, Kasten und Ballen für eine sechste Reise nach dem Orient zu packen.

Selbst im Arbeitszimmer steht alles im Zeichen dieser bevorstehenden Abreise. Landkarten, Handbücher und Loghefte liegen ausgebreitet und aufgeschlagen herum, zwischen ihnen ein gewölbtes, mächtiges Lederetui, so groß wie zwanzig Teller zusammen, in dem die neueste Erfindung der Welt liegt: der Kompaß, ein Werk des Uhrmachers van der Pyle aus Brügge.

Als die Herzogin in einem der indischen Lacksessel Platz genommen hat, will sie dem berühmten Mann ihr Anliegen vorbringen. Aber so leicht wie bei den Juwelieren in St-Roch hat sie es hier nicht; argwöhnisch, aber doch überlegen, betrachtet sie dieser kühne Mann, Menschen- und Edelsteinkenner zugleich, der unbeweglich zuhört, was ihm die grande maîtresse des Königs unruhig und verlegen vorträgt, indem er nur hin und wieder sich nachdenklich durch den grau melierten Bart fährt.

«Es trifft sich gut, Herzogin, daß Sie gerade heute zu mir kommen», unterbricht sie Tavernier, als seine Besucherin gerade im Begriffe ist, ihre Erzählung wieder von vorne anzufangen. «Morgen bereits reise ich nach Neapel und weiter über das afrikanische Südkap nach Ceylon und der Koromandelküste; es ist ein Auftrag des allerchristlichsten Königs, der mich dorthin führt und darum auch meine Vorbereitungen beschleunigen läßt; es handelt sich auch in jenem Falle um die Besorgung einiger besonders kostbarer Steine.»

Ueberrascht schaut die Herzogin auf: «Der König kauft Edelsteine? — Für wen, Chevalier? — Für wen?»

«Ich weiß es nicht, Herzogin, und wenn ich es wüßte, dann dürfte ich es wohl auch nicht sagen: dieses Mal wünscht Seine Majestät wieder keine Diamanten, vielmehr seltene Smaragde, moosgrüne ohne Schleier, die für ein Diadem, so wie ich höre, bestimmt sein sollen.»

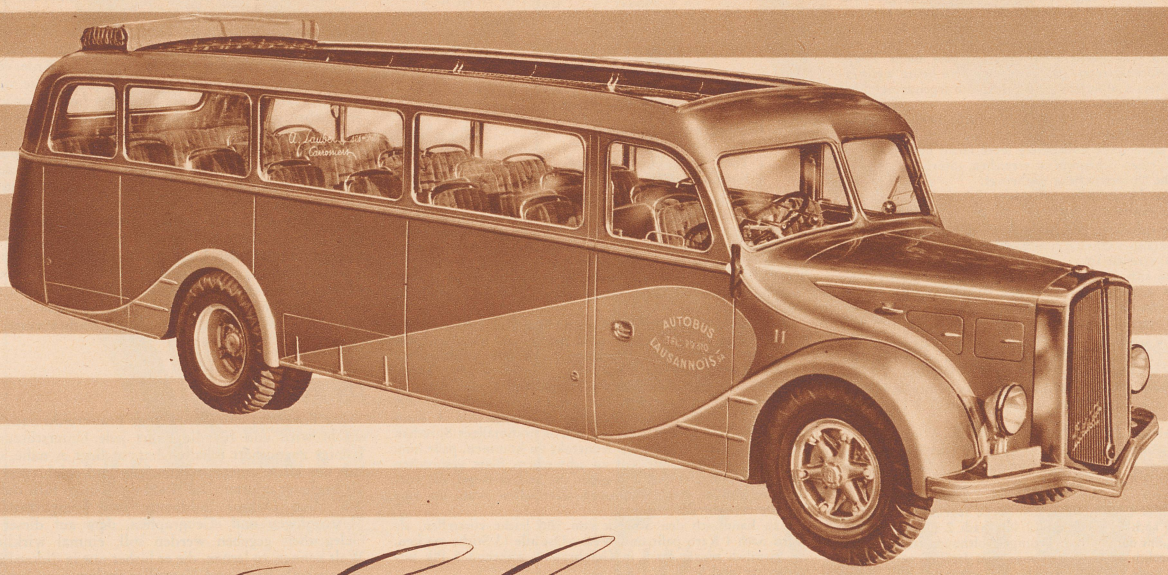
Die Herzogin verfärbt sich: «Smaragde will die andere haben, so weit ist es also schon gekommen!» In ihrer Angst überschlägt sie in Gedanken, was sie in dieser Stunde noch besitzt, um es diesem Tavernier anzubieten: natürlich das Mustergut in der Languedoc und dann die beiden Schlösser an der Aisne, wenn nötig die Zinshäuser im Quartier Marais, auch das bare Geld dazu; aber den blauen Stein will und muß sie jetzt haben. Ja, dieser Tavernier wird dann auch den Diamanten herbeischaffen und damit auch das größere Gut wieder in ihren Besitz bringen: die Liebe des Königs!

Abwehrend lächelt Tavernier, als er das Angebot der La Vallière zu hören bekommt: «Sie verkennen mich, Herzogin, allein schon die Ehre, einer so hohen — und wenn ich es sagen darf — einer so schönen Frau dienen zu dürfen, wäre an sich Lohn genug. Da ich jedoch Händler bin und darauf achten muß, die Gesetze unserer Gilde zu befolgen, so werde ich, falls es mir möglich ist, den blauen Diamanten zu finden — nur jenen Betrag mir erbitten, der mir rechtmäßig zusteht.

Wie suchend streifen seine Augen dabei über den Tisch, über eine aufgeschlagene Karte von Indien: «Indien ist das Land der seltenen Steine, der schönsten, aber auch der größten der Welt. Ich habe das bewiesen, denn von meinen früheren fünf Reisen habe ich Stücke nach Europa gebracht, wie sie selbst ‚der Boom', also die Glanzzeit der Diamantenschleiferei im 16. Jahrhundert, zu Antwerpen nicht gekannt hat. Darum genieße ich auch das Vertrauen Seiner Majestät, der wohl weiß, daß nur ich imstande bin, so kostbare Smaragde, wie er sie jetzt verlangt, zu beschaffen.»

Je mehr die Herzogin von diesen Smaragden hört, um so begehrlicher werden ihre Wünsche nach dem blauen Stein: er allein kann nur noch ihre Rettung werden.

(Fortsetzung Seite 410)



Eleganz

ist auch im Lastwagenbau durchaus möglich

Das beweisen die

Lastwagen von 800—7000 kg Nutzlast

Omnibusse für 8—60 Personen

Car Alpin für 14—30 Personen

der

MOTORWAGENFABRIK „BERNA" A.G. OLTEN

Besichtigen Sie bitte unseren Stand Nr. 1178 in Halle VI an der Schweizer Mustermesse vom 26. März bis 5. April 1938 in Basel

BRIDGE

Zuschriften sind an die Redaktion des Blattes zu richten; sie sollen mit dem Vermerk «Bridge-Ecke» versehen sein.

Die Antwort auf eine Zweier-Ansage. Die Tatsache, daß durch die Erteilung von falschen Antworten auf Zweier-Eröffnungsansagen häufig Katastrophen entstehen, gibt uns Veranlassung, diesen Punkt hier kurz zur Sprache zu bringen.

In erster Linie soll man sich natürlich über die Bedeutung einer solchen Ansage im klaren sein. Dieselbe weist vor allem auf **eine sehr starke Hand mit 5½ oder mehr Toppwerten** hin, vorausgesetzt, daß man nach dem heute weitverbreiteten System Culbertson und nicht nach irgendeiner Spezial-Konvention spielt.

Die Eröffnung mit 2 in irgendeiner Farbe heißt, daß man mindestens eine Manche spielen will und zwar auch dann, wenn der Partner eine vollständig leere Hand hält, daß man jedoch hofft, einen Schlemm zu erreichen, sofern der Partner noch etwelche Unterstützung mitbringt.

Nach einer Zweier-Ansage hat der Partner demnach vor allem auf folgendes zu achten:

1. Er ist verpflichtet, den Bietprozeß offenzuhalten, bis eine Manche (also 3 Ohne Trumpf, 4 Herz, 4 Pik, 5 Treff oder 5 Karo) erreicht ist.
2. Er muß sich darüber klar werden, ob er positiv oder negativ antworten soll, um den Partner zur Erreichung eines Schlemms zu ermuntern oder ihn im Gegenteil davor zu warnen, eine Manche zu überschreiten.

Um positiv antworten zu können, muß der Partner ca. 1½ oder mehr Toppwerte besitzen und zwar wird er **mit 1½ Topp ohne spielbare Farbe** auf 2 Pik, Herz etc. **3 Ohne Trumpf** melden. **Mit 1½ Toppwerten und einer spielbaren Farbe** wird er hingegen **diese ansagen,** also nach 2 Karo z. B. 2 Pik etc.

Die negative Antwort oder die Ablehnung, mit anderen Worten die Anzeige eines leeren oder sehr schwachen Blattes mit weniger als 1½ Toppwerten erfolgt mit **2 Ohne Trumpf** (nach 2 Treff, 2 Karo etc.).

Neuerdings wird vielerorts nicht mit 2 Ohne Trumpf, sondern mit 2 in der nächstfolgenden Farbe abgelehnt, also z. B. mit 2 Karo nach 2 Treff, mit 2 Pik nach 2 Herz etc. Der Unterschied mit der 2-Ohne-Trumpf-Ablehnung ist nicht sehr groß. Wesentlich ist bloß, daß man sich darüber verständigt, ob man die erste oder die zweite Art anwenden will, damit der Spieler mit der Zweier-Ansage weiß, ob die Antwort des Partners als positiv oder als negativ aufzufassen ist.

Wie verhält sich nun die Sache, wenn ein Gegner eine Zwischenansage gemacht hat? Nehmen wir an, auf 2 Treff von Süd habe West 2 Herz gemeldet. Nord muß nun passen, sofern er nicht mindestens 1½ Toppwerte besitzt und dies selbst bei guter Verteilung, **da Süd jede Ansage von Nord als positiv betrachten würde. Nach Zwischenruf der Gegner gibt es keine negative Ansage mehr.** Dies ist es, was häufig außer acht gelassen wird. Nachstehende Hand, die in einem hiesigen Bridge-Cercle gespielt wurde, ist ein klassisches Beispiel dafür, wie man es nicht machen soll:

Nord-Süd in Gefahrzone.

Nord: ♠ B × × × × ♡ B × × × × ◇ × × × ♣ — — — —

West: ♠ — — — ♡ A × ◇ A, B, 10 × × × × ♣ 10 × × ×

Ost: ♠ 10 × × ♡ K, D, 10 × ◇ K, D × ♣ × × ×

Süd: ♠ A, K, D × × ♡ × × ◇ — — ♣ A, K, D, B × ×

Die Reizung war die folgende:

Süd	West	Nord	Ost
2 Treff	2 Ohne Trumpf	3 Pik	paßt
4 Karo	paßt	paßt	paßt

Süd eröffnet mit 2 Treff, trotzdem er nur 4 Toppwerte hält. Die Verteilung ist jedoch derart, daß Süd normalerweise von sich aus eine Manche (4 Pik oder 5 Treff) garantieren kann. Die 2 Ohne Trumpf von West sind als «Psychic bid» zu werten, mit der Absicht, die Gegner zu irritieren, bzw. ihnen die Verständigung evtl. Erreichung eines Schlemms zu erschweren. Auf ein Kontra würde er einfach auf 3 Karo übergehen.

Nord mit 2 Buben und sonst leerer Hand muß selbstredend nach 2 Ohne Trumpf erst einmal passen, um zu sehen, was Süd weiter unternimmt. Nachdem Nord mit 3 Pik positiv antwortet und also den Besitz von mindestens 1½ Toppwerten vortäuscht, sieht Süd die Möglichkeit eines Schlemms, umsomehr als die Pik sehr gut passen. Er macht nun die schlechte, aber immerhin forcierende Ansage von 4 Karo (Chicane). Nord, in der Angst, durch nochmaliges Sprechen vielleicht auf einen zu hohen Kontrakt zu kommen, paßt nun. Nachdem er zuerst mit viel zu schwachem Blatt gesprochen hatte, versündigt er sich nun gegen die andere Regel, die vorschreibt, daß er den Reizprozeß offenhalten muß, bis eine Manche erreicht ist.

Man kann sich den Schreck von Süd leicht vorstellen, als Nord nach 4 Karo paßt und West—Ost alle 13 Stiche machen, ein ziemlich teurer Spaß in Gefahrzone, während 5 Pik unverlierbar sind.

Lösung zu Lizitier-Aufgabe Nr. 53.

West	Ost
1 Pik	4 Herz

Nachdem West eröffnet hat, muß Ost mit seiner Länge in Herz eine Manche versuchen. Dadurch, daß er sofort 4 Herz ansagt, zeigt er, daß er nur sehr lange Herz hält und deshalb keine Schlemm-Möglichkeiten sieht.

(Fortsetzung von Seite 408)

Spielend fährt Tavernier mit einem Stäbchen über die Landkarte: «Was Garace gesagt hat, ist richtig: einen blauen Diamanten, einen Adamas von tiefdunkler Farbe, noch dazu von besonderer Größe und Feuer, kann niemand liefern, denn einen solchen Stein, Herzogin, gibt es in der Tat nicht!»

Die Herzogin will antworten, aber nur heiser klingen die abgerissenen Worte: «Ich muß ihn haben — diesen blauen Stein, Chevalier, ich muß ihn haben, verstehen Sie mich doch, — ich muß den blauen Diamanten haben!»

Was selbst der welterfahrene Mann trotz der sich steigernden Erregung der Herzogin nicht in Berechnung gezogen hat, geschieht nun: die mächtige Geliebte des Königs von Frankreich sinkt vor ihm in die Knie: «Helfen Sie mir, Tavernier, um Gottes willen helfen Sie mir!»

Seine Hände umfassen die Taille der fast Ohnmächtigen und heben sie wieder in den Sessel. Dann läutet er nach dem Bedienten und gibt ihm Anweisung, die Herzogin hinüber in das indische Zimmer auf den Divan zu tragen.

Langsam schlägt sie dort die fiebernden Augen auf, den Blick starr auf die teppichbehangene Decke gerichtet; erst als Tavernier wie ein Märchenerzähler des Orients ihr von dem fernen Lande mit den heiligen Flüssen und riesigen Tempeln, den goldenen Gottheiten von herrlichen Steinen übersät, das Lied des bunten Indiens singt, da wandelt sich das Starre in ihr zu einem zufriedenen Lächeln, denn nun begreift sie, daß dieser Mann, der sie liebend umfängt, bereit ist, den blauen Stein aus Indien für sie zu holen, selbst wenn er im Rachen eines Tigers wäre.

Die sechste Reise.

Da Tavernier unter der Flagge Frankreichs nach Indien segeln wird und für die Fahrt jede Unterstützung des Königs zugesichert erhalten hat, so liegt es nahe, daß er sich vor allem einen zuverlässigen und erfahrenen Mann als Begleiter erbittet. Die Wahl des Königs fällt dabei auf den alten Doktor Baldamus, den königlichen Hof-Meteorologen und -Geographen, dem auf dieser Reise Gelegenheit gegeben werden soll, einmal wirklich die Welt kennen zu lernen, die er bisher nur in dicken Bänden, ohne jemals Paris und Versailles verlassen zu haben, beschrieben hatte.

Tavernier kann schon diese dünne piepsende Stimme des Doktors nicht leiden, sie klingt ihm noch vom Lever des Königs in den Ohren, wenn jener unter der vorgeschriebenen Harfenbegleitung seinem Herrn die Wetterprognose des Tages zu verkündigen hatte: «Es wird ein

(Fortsetzung Seite 412)

Sanatorium Kilchberg-Zürich

Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen, Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Malariabehandlung bei Paralyse. Führung psychopathischer haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie + 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser; geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige + Prächtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich + Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit + Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage, usw.). Behandlung organischer Nerven-Erkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände, etc. Diät- und Entfettungskuren + Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Prospekte bei der Direktion verlangen. Tel. Zürich 914.171 u. 914.172 Ärzte: Dr. H. Huber und Dr. J. Furrer + Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

Handlich und praktisch

ist *Kaweco-Sport*

die ideale Schreibgarnitur: Ein erstklassiger Füllhalter, geschlossen nur 9,5 cm lang, geöffnet von normaler Länge 15 cm, klein im Format, doch groß in der Leistung, der ideale Halter für den Sportsmann und für die Dame, da er überall, selbst in der kleinsten Handtasche, Platz hat.
Dazu den guten Kaweco-Füllstift, beides im eleganten Leder-Etui.

Komplett Fr. 25.–

In guten Papeterien zeigt man Ihnen diese praktische Neuheit gerne.

Müde schmerzende Füsse!

Keinen Tag länger brauchen Sie Fuß-Schmerzen zu dulden — denn zur Behebung von jedem gegebenen Fußleiden existiert eine Scholl-Spezialität, welche Ihnen mit wenig Kosten Hilfe und Linderung bringen wird.

In der ganzen Schweiz führen die Scholl-Depots und alle Apotheken und Drogerien die Scholl-Spezialitäten, von welchen einige hier abgebildet sind, aber es existieren über 50 weitere. Schenken Sie den Scholl-Spezialitäten Ihre Aufmerksamkeit.

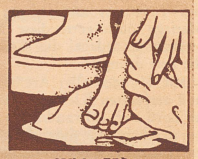
Hühneraugen.
Scholl's Zino-Pads beseitigen Schmerz und Ursache (Schuhdruck). Diese dünnen, antiseptischen, gebrauchsfertigen Pflaster verschaffen sofortige Erlösung. Fr. 1.30 u. 75 Cts. per Schachtel.

Ballen.
Scholl's Zino-Pads, Spezialgröße für Ballen, beheben den Druck auf die empfindlichen Stellen und bringen dadurch sofortige Linderung.
Fr 1.30 per Schachtel.

Hornhaut.
Scholl's Zino-Pads, Spezialgröße für Hornhaut, lindern sofort die Schmerzen und beheben den Druck auf die empfindlichen Stellen.
Fr. 1.30 per Schachtel.

Empfindliche Füße.
Scholl's Fuß-Puder zur Anwendung bei wunden, empfindlichen, müden, heißen und entzündeten Füßen. Wirkt kühlend und wohltuend.
Fr. 2.25 u. 75 Cts. per Dose.

Brennende Füße.
Scholl's Massage-Crème ist ein linderndes, kühlendes Präparat gegen geschwollene, müde Füße. Einmassiert bewirkt diese Crème ein erfrischendes, beruhigendes Gefühl.
Fr. 4.–, 2.50, –.75 p. Topf.



Müde Füße.
Scholl's Badesalz, stark sauerstoffhaltig, reinigt, desinfiziert, und regt die Funktionen der Haut wieder an. Auch für Vollbäder zu empfehlen.
Fr. 1.50 u. 75 Cts. p. Paket.

Gekrümmte Zehen.
Scholl's Toe-Flex bringt die verkrümmte, große Zehe in die normale Lage zurück. Bequem im Tragen. In 3 Größen, klein, mittel und groß,
Fr. 2.50 per Stück.

Eingewachsene Zehennägel.
Scholl's Onixol ist eine gefahrlose, einfache Behandlung für eingewachsene Zehennägel u. Hautreizung der Nagel-Berandung. Entzündungen und Reizungen werden beseitigt.
Fläschchen Fr. 2.25.

Hornhaut und Brennen.
Scholl's Lastic Metapads mit regulierbarer Ledertasche. Eine milde Korrektur bei Anfangsstadium von Spreizfuß u. gegen Hornhaut und Brennen an der Fußsohle.
Fr. 6.50 per Paar.

Scholls Fusspflege

Illustrierte Gratis-Broschüre:
„Die Pflege der Füße"
u. Gratis-Muster von Scholl's Zino-Pads für Hühneraugen, sowie die Adresse des Ihnen nächstgelegenen Scholl-Vertreters durch Scholl AG., Spalenberg 4. Basel.

Name: .....

Adresse .....

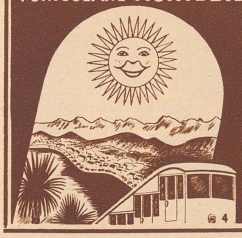
LUGANO
Hotel-Pension **«SELECT»**
Das bekannte Vertrauenshaus der Deutschschweizer. Trotz stark reduz. Preisen immer nur das Beste vom Guten. Erstkl. Ref. und Prospekte durch Familie Rüetschi, Besitzer.

LUGANO
Hotel-Kurhaus Monte Bré
in herrlicher Lage am Monte Bré in Castagnola (Nähe Lido). Pensionspreis ab Fr. 8.50. Wochen-Pauschalarrang. ab Fr. 67.– (alles inbegr.) Vorteilh. Spezialpr. für Gesellschaft., Vereine etc. Teleph.: Lugano 23.563

ASCONA
«MONTE VERITA»
Das bevorzugte Haus der Schweizer Familie. Tennis, Golf, eigener Strand. Pension ab Fr. 13.–.
DIREKTION: A. CANDRIAN

LOCARNO
HOTEL ZÜRCHER HOF
Beliebtes Ferien- und Passantenhaus in schöner Lage am See. Gartenrestaurant. Pension ab Fr. 8.50, Zimmer ab Fr. 3.50. Besitzer: G. Pampaluchi.

FUNICOLARE MONTE BRÉ LUGANO



Monte Bré — der sonnenreichste Berg der Schweiz! Unvergleichlich schönes Panorama sämtlicher Alpenketten. Südliche Vegetation. Spezialpreise für Gesellschaften

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionestörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertlose Gewaltmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt. Illustriert, neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von **Dr. med. Hauseherr, Verlag Siloana, Herisau 472**

NEUERSCHEINUNG

KURT SIODMAK

Die Macht im Dunkeln

Ein Zukunftsroman

Umfang 248 Seiten

Kartoniert Fr. 3.80

Nach nichts sehnt sich unsere ruhelose Welt so sehr wie nach dauerndem Frieden. Es wird um und für den Frieden gekämpft; Zukunftsbilder gaukeln vor den geistigen Augen der Politiker, Feldherren, wie der kleinen Bürger. Jeder sucht, ahnt, sieht einen andern Weg zum Frieden: In diesem großen Zukunftsroman gestaltet Siodmak seine Charaktere so lebendig, gibt seinem Buch einen künstlerisch so vollkommenen Aufbau und einen so lebenswahren, befriedigenden Ausklang, daß wir ihn würdig unter die Nachfolger von Jules Vernes einreihen können, dessen phantastische Zukunftsbilder ja auch Wirklichkeit geworden sind.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

MORGARTEN-VERLAG AG.
ZÜRICH

Annahmeschluß für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw. 13 Tage vor Erscheinen einer Nummer jeweilen Samstag früh · Manuskripte, Vorlagen und Klischees erbitten wir bis spätestens zu diesem Termin. Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unterlagen fünf Tage früher. Conzett & Huber, Inseraten-Abteilung, Zürich 4

heiterer Tag werden, Majestät, vortrefflich geeignet für eine Spazierfahrt oder die Jagd; jedoch kann es auch strichweise Regen, ja selbst ein Ungewitter geben, was submissest den Ratschlag erfordert, die Ausfahrt oder Jagd je nach den Wolken und Winden einzurichten!»

Ein solches Männchen eignet sich wenig für die weite und gefahrvolle Reise; darum hat ihn auch Tavernier abgelehnt und einen ganz anders gearteten Begleiter gewählt: Maurice Mariage, einen Mann, der sich schon als ganzer Kerl in schwierigen Lagen bewährt hat, überdies aber auch sich als gewandt in der Führung von Journalen und Logbüchern erwiesen hatte, was für Tavernier nicht unwichtig ist, da er diese Aufzeichnungen einmal als Grundlage zu einem umfangreichen Werk verwerten und drucken lassen will. Was aber diesen Mariage noch ganz besonders auszeichnet, ist seine Anhänglichkeit und Begeisterung für Tavernier, die er in jene Worte vor der Abreise zusammengefaßt hat: «Wenn ich mit Ihnen, Herr Chevalier, reisen darf, so ist dies allein schon ein Gewinn; die Aussicht aber, mit Ihnen meinen Mantel teilen zu dürfen, kann für mich nur einer außerordentlichen Ehre gleichkommen.»

Es ist Dienstag, der 16. Dezember 1666, als Tavernier und Mariage einen Spaziergang in Neapel unternehmen, um den Segler zu besichtigen, der sie am nächsten Tage nach Malta bringen soll. Aber diese Abfahrt wird durch ein gewaltiges Naturereignis aufgehalten: am Abend dieses Tages steigt plötzlich im Osten über dem Berg von Nola — der heutige anders gestaltete Vesuv — eine dichte Rauchwolke auf, während sich die Sonne verfinstert und ferner Donner wie dumpfe Paukenschläge dahinrollt. Leise beginnt es zu regnen, aber zum Schrecken der Reisenden ist es nicht Wasser, sondern graue Asche, die unaufhörlich, immer dichter werdend, herniederrieselt. Aus Tag wird Nacht: Jede Zeitrechnung hört auf, ja die armen Fischer bei St. Eustorgio, wo die beiden Fremden einen Unterschlupf finden, glauben nichts anderes, als der Weltuntergang und das jüngste Gericht seien gekommen; eilig zünden sie Kerzen an, — beten das Misericordia, während draußen der Feuerstrom immer näher kommt. Glühende, faustgroße Steine fliegen durch die Tür, zersplittern nicht nur die Bohlen, sondern auch draußen ganze Stämme steil aufragender Zypressen zu Spänen, wie sie auch die Erde in weiten Rissen auf dem «Toledo» spaltet. In dieses Donnern und Kreischen mischt sich das Brausen der von den Bergen herabschäumenden Sturzbäche, die ganze Dörfer mit sich fortreißen, und des sich aufbäumenden Meeres, das mit haushohen Wellen den Golf in einen brodelnden Hexenkessel verwandelt, in dem sich Gischt, Feuer und Asche in wildem Spiele mengen, wiederum zurückgeschleudert in dicken, harten Brocken auf die berstenden Häuser und zusammenbrechenden Menschen.

Als endlich am zweiten Morgen der Aschenregen nachläßt und das Meer sich zu beruhigen beginnt, entschließt sich Tavernier zum eiligen Absegeln, obwohl er wie Mariage noch gern diese Katastrophe verfolgt hätte, «selbst wenn dabei die Waden geröstet würden». Aber die Zeit drängt!

Mit Wunden aller Art bedeckt, in versengten Schuhen und zerfetzten Kleidern, gehen Tavernier und Mariage an Bord der «Mirandolina», die eilig die Anker lichtet, um so schnell wie möglich von diesem Teufelsort hinwegzukommen.

Am Südkap, dem Hafen von New Haarlem, wird die alte «Mirandolina» verlassen und ein portugiesischer Schoner, die «Camara de Lobos», bestiegen, deren Mann am Ruder mit einem ungläubig dreinschauenden Gesicht — weil er nämlich kein anderes hat — einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck auf die beiden Reisenden macht. Diese Feststellung soll schon nach wenigen Tagen ihre Bestätigung erhalten, denn durch die Gleichgültigkeit dieses Menschen gerät das Schiff in das Klippenmeer vor Madagaskar und läuft auf.

Die Sühne folgt auf den Fuß: sobald der Schoner wieder flott ist, läßt der Kapitän den Schuldigen packen, ihn mit der geteerten Leine fünfzig überziehen, dann den also Zugerichteten mit Essig und Salz einreiben und ins Meer werfen.

Weiter geht die Fahrt zum Indischen Ozean, auf das gefährlichste aller Meere hinaus; nirgends gibt es mehr ein Ende, einen ruhenden Punkt, nichts Lebendes, es bleibt nur der verschluckte Lärm der Weite.

Der günstige Wind bestimmt den Kapitän, Ceylon zu meiden und direkten nördlichen Kurs auf sein Endziel, den Hafen von Randes, zu nehmen. Wenn schon an der Westküste Indiens unnahbare Ufer, Felsen mit gewaltiger Brandung dem Fremden Halt gebieten, so sind es nun im Osten die Ghats mit ihren undurchdringlichen Dschungeln voller Tiger und Schlangen, die hier jeden Versuch abschlagen würden, in das geheimnisvolle Land einzudringen.

Beim Auftauchen dieser Küste wehen als erster Gruß balsamische Düfte, die nach warmem Regen aufsteigen, der «Camara de Lobos» entgegen, hohe Palmen winken vom Ufer und riesige, rote Lilien am Strande nicken freundlich den Ankommenden zu.

Als Tavernier vom Bug der «Camara de Lobos» den Tempel erblickt, sinkt er ins Knie und betet für sich. Dann aber betritt er festen Schrittes, gefolgt von dem treuen Mariage, das Ufer des geheimnisvollen Landes. Es ist der 7. August 1667, der Vorabend zu Unserer Lieben Frau.

Nâbâb der Gesegnete.

Hoch über Jaga-Puri auf mächtigem Felsen erhebt sich in Terrassen mit ungezählten Kuppeln und Pagoden die Residenz des Râjâ Nâbâb-Cha-Est Khan mit dem Zunamen Sundâreshvar, was soviel wie: der Gesegnete bedeutet. Dieser Name steht auch unter der Einladung des Râjâ an Tavernier und Mariage zu einem Nachtfest, das der Herrscher zu Ehren des Ganesatages, des Gottes mit dem Elefantenkopf, veranstaltet. An dem Pergament hängt in Baumwachs eingedrückt das Râjâ-Siegel von Orissa: ein Elefant mit erhobenem Rüssel, der eine Seemuschel hochhält; es ist das Wappen, das auch überall im Palast zu sehen ist: auf den Torbögen, in den Sälen, am Thron, auf den Damasttüchern und den Stirnbändern der Elefanten.

Kaum hat der Râjâ seinen Thron bestiegen, so winkt er freundlich seinen Gästen, neben ihm auf Tabourets Platz zu nehmen. In diesem Augenblick setzen auch die Musikanten mit einer schleppenden Weise ein, die sie mittels eines Perlmutterplektrons oder eines über die Darmfäden gleitenden Ebenholzes auf kürbisartigen Guitarren zum Klingen bringen.

Eine Bajadere springt hervor; blauschwarz ist ihr Haar, in der Mitte fest gescheitelt; wie Blutstropfen leuchten von ihrer Stirn einige dunkle Rubine, die mit einem schwarzen Mossulschal die ganze Kostümierung der Tänzerin bilden. Gleichmäßig wiegt sich im Takt ihr Körper, dessen Finger und Zehen — mit Henna gefärbt — in seltsame Verdrehungen geraten, so daß die große Zehe wie ausgerenkt öfter nach oben starrt, wie die Zacke einer Koralle. Allmählich werden diese Verrenkungen immer grotesker, bis sie in den Bauchtanz übergehen. Dabei starrt die Tanzende unverwandt zu Boden, als wolle sie von dort die Figuren ihres Tanzes ablesen. Als schließlich die mit Häuten bespannten Kesselpauken einfallen, erreicht der Tanz seinen Höhepunkt; in wildem Taumel dreht sich die Bajadere um sich selbst, bis sie mit einem Ruck den Schal vom Leibe reißt und nackt vor dem Throne ihres Herrschers hinstürzt.

Immer neue Ueberraschungen hält der Râjâ für die Gäste bereit, und zwar so schnell aufeinanderfolgend, daß Tavernier den Argwohn nicht loswerden kann, dies geschehe, um jedes Fragen unmöglich zu machen. Aber schließlich gelingt es in einer Pause Tavernier doch, gerade als sich Krieger zu einem Speertanz rüsten wollen, eine dieser Fragen an den Râjâ zu richten: «Man erzählt sich in Frankreich, dem Lande des glorreichen allerchristlichen Königs, daß in den Gruben von Raolconda, die im Besitze Eurer Hoheit sind, Diamanten gefunden wären, blaue Diamanten. Das ist wohl doch nur eine Vermutung, denn blaue Diamanten gibt es nicht!»

Nur zögernd übersetzt der Dolmetscher die Frage seinem Gebieter, wobei er sich dauernd verneigt und ein weißes Seidentuch vor den Mund hält, damit sein Atem nicht den Râjâ treffe.

Unbeweglich sieht Nâbâb, der Gesegnete, in die Ferne, aus der gleichsam ihm zur Antwort der Nachtgesang der Tempelwächter von den Zinnen erklingt:

«Schlafe Welt
in dieser Nacht,
Râmâ Sita
hält die Wacht!»

Weit neigt sich der goldene Turban des Râjâ zurück, so weit zurück, als wolle sein Träger vom übersternten Firmament sich die Antwort auf die Frage Taverniers holen: «Vor tausend, vielen tausend Jahren — so steht es in den heiligen Büchern der Râmâ Yana — wandelte einst Sanghamitta durch die Welt und sammelte das Blau der Meere und die Sonnenstrahlen, um sie der Gottheit als Gabe darzubringen. Als sie aber vor seinem Thron die Hand öffnete, da war aus Meeresblau und Sonnenschein ein köstlich wundersamer Kristall geworden, strahlend schön und rein, wie ihn die Erde von Raolconda nie geborgen hat. Nur diesen einen blauen Diamanten, Fremdling, gibt es, einen zweiten nicht und niemals wird es einen solchen wieder geben!»

Aber Tavernier, der den Orient kennt und aus langer Erfahrung weiß, daß hinter solchen Worten vielerlei verborgen liegen kann, wagt noch die zweite Frage: «Und jener blaue Stein, o Maharâjâ, wie war als Gabe er von jener Gottheit aufgenommen? — Blieb er im Jenseits oder kam er auf die Erde?»

Wiederum versinkt der alte Râjâ in langes Schweigen, dann aber reckt er sich drohend auf, die Antwort zu geben: «Zuviel fragst Du, Fremder, um in tausend Tagen es Dir zu sagen; doch merke eines Dir wohl, der blaue Stein strahlt auf indischer Erde, in meinen Landen, im größten Heiligtum der Welt. Wolltest Du mehr noch wissen, dann könnte allein es sein, Du wolltest Dein Leben dem Größten opfern: dem Gotte der Götter: Râmâ Sita!»

Der Anschlag.

Für Tavernier gibt es keinen Schlaf, keinen anderen Gedanken mehr als diesen blauen Diamanten. Die Gier des Sammlers, die sich zur Krankheit steigern kann, hat ihn gepackt und alles Trachten und Sinnen bleibt nur noch darauf gerichtet, wie dieser Wunderstein zu gewinnen wäre.

Erfahren durch die früheren Reisen gelingt es ihm beim Herumschlendern in die Nähe des Tempels zu gelangen und diesen Felsendom mit senkrecht aufsteigenden glatt geschliffenen Wänden ohne Spalten und Risse zu umwandern.

Tavernier weiß von diesem Tempel auf dem heiligen Nîlâgiri, dem Blauen Berge, mehr als es der Râjâ ahnt.

Es gelingt Tavernier, für eine nicht unerhebliche Summe die Hilfe eines Palastwächters zu erkaufen, um Einblick in ein Prunkwerk des Râjâ zu erlangen, in dem folgendes zu lesen steht: «Das Bild der erhabenen Gottheit auf dem Blauen Berg in Jaga-Puri ist von den Schultern bis zu den Füßen mit einem großen Mantel aus lauter Goldstücken bedeckt. Jeden Tag wird die erhabene Gottheit mit wohlriechenden Oelen eingerieben, wodurch sie mit der Zeit ganz schwarz geworden ist. Zu seiner Rechten hat der erhabene Gott seine Schwester und Gemahlin Sotora, zur Linken Balbader und etwas rückwärts die Gemahlin Kamiu, diese ganz aus massivem Gold, alle aber überstrahlt von dem wundervollen Blau seines einzigen Auges.»

«Aber nicht nur die Geschichte dieses Heiligtums auf dem Blauen Berge muß Tavernier studieren, auch die Sitten und Gebräuche im Tempel selbst, ohne deren genaue Kenntnis es vermessen wäre, jemals die Hoffnung zu hegen, in das Heiligtum einzudringen. Bald ist es Tavernier gelungen, den Tageslauf hinter den hohen Mauern auszukundschaften. Jeden Morgen — so hat er es beobachtet — öffnen sich die hohen Lanzengitter, nachdem die Hohen Priester sich von der Unberührtheit der Siegel überzeugt haben. Dann betreten sie das Heiligtum und beginnen mit ihren Gesängen, die die Götter wecken sollen. Danach entfernt man die zu Füßen der Gottheiten aufgestellten Betten, denn jene haben nun ausgeschlafen. Nach dieser Zeremonie wird das Jâyâ-Bijaya-Tor geöffnet und die Schar der Andächtigen eingelassen. Während diese ihre Gebete verrichten, wird von den Priestern das Mângâla-ârati vorgenommen, das heißt brennender Kampfer auf Silbertellern verbrannt. Darauf folgt eine weitere Zeremonie: das Pithâ-ârati, die Darreichung von Reis-Pasteten für die Götter; damit diese eßlustiger werden, führen die Tempelwächter allerlei Tänze vor ihnen auf. Nach dieser Mahlzeit werden die Götter gebadet, mit Oel gesalbt, mit Sandelholz geräuchert und schließlich mit Rosen bekränzt. Der letzte Dienst der Priester ist schließlich das Verteilen der Tempelwächter für die Nacht, das Zuziehen der Kettenwände und das Schließen der Tore, auf die der Bhitarschlu Mahâpâtra, der Oberste der Hohen Priester, feierlich das Wachssiegel des Mâdâna Mohana aufdrückt.

Jeden Tag durchleben in Gedanken die beiden Reisenden diese Stundeneinteilung im Tempel mit, besessen von dem Gedanken, Mittel und Wege zu ersinnen, wie es ihnen gelingen könnte, in dieses Heiligtum des Râmâ Sita einzudringen. Wenn sie grübelnd nachts in ihren Bambusstühlen auf der Veranda liegen und vor Müdigkeit schon einschlafen wollen, da weckt sie der dumpfe metallene Klang des Tam-Tam, mit dem der Wächter die Stunde vom Blauen Berge kündet oder der Trompetenstoß der heiligen Fanfare, die den Göttern anzeigen soll, daß die Wacht wacht und sie beruhigt einschlafen können.

Am fünfzehnten Tage der zunehmenden Hälfte des Monats Jyaishta ist das Fest der Wiederkehr Gottes auf Erden. Wie der Dolmetscher am Morgen berichtet hat, will es der Râjâ besonders feierlich begehen und am Vorabend der Festlichkeiten mit einer Tigerjagd eröffnen.

Tavernier ist entschlossen, nicht länger mehr zu zögern und diese Jagd für sein Vorhaben auszunutzen und den Anschlag durchzuführen. Der Plan ist fertig, das strahlende Auge «des Königs der Sonne» zu holen und in das Land des «Sonnenkönigs» zu bringen.

Das Auge des Râmâ-Sita.

Schwer beladen wankt der Elefantenkarren durch das Tor Jaya-Byaya in den Tempelhof. Es ist die achte Stunde nach dem Zenithstand der Sonne. Nackte Epheben, die zu Ehren des Gottes Wache versehen, halten den Karren an, stoßen argwöhnisch mit kurzen Lanzen in die Ladung von Bambusknospen, die zur Fütterung der heiligen Elefanten bestimmt ist. Dann wird das Tor zum Stall der Tiere geöffnet, die alle von heiligen Ahnen abstammen und über hundert Jahre alt sein müssen; sie genießen das Vorrecht der Menschen, auf der Stirne das Zeichen des Vischnu tragen zu dürfen.

Hoch über den roten und grünen Türmen mit ihren glitzernden, flachen, goldenen Kuppeln wird jetzt, bei Eintritt der Dunkelheit, das heilige Feuer auf der höchsten Zinne entfacht, das weit in das Land hinaus leuchtet. Priester in ihren safrangelben Gewändern erteilen die letzten Weisungen; dann schließen sich, wie allabendlich, die Kettenwände und Tore; das Siegel wird auf die Schlösser gedrückt, und von dem einbrechenden Schwarz der Nacht zugedeckt sinkt der Tempel des Blauen Berges in tiefen Schlaf.

Im Stall der Elefanten aber will noch keine Ruhe einkehren; unmutig zerren die großen Tiere an ihren Ketten, die sie daran hindern, mit ihren Rüsseln den verdächtigen Karren zu untersuchen. Etwas Fremdes scheint sich dort unter den Bambusknospen zu bewegen, aber der warnende Elefantenruf verhallt ungehört.

Wieder bewegen sich die Bambusknospen, unter denen sich etwas leise bewegt, vom Karren vorsichtig heruntergleitet, die Leiter zum Heuboden hinan auf das Dach, über dem fahler Mondschein liegt. Für einen Augenblick

fällt ein blasser Schimmer auf die sich kauernde Gestalt: es ist Tavernier!

Erker springen aus der dunklen Tempelmauer vor, wie geschaffen, dem Eindringling Deckung zu geben. Hier muß er warten, bis der Mond hinter einer Wolke verschwindet; in der Aufregung laufen seine Augen den Irrlinien der Arabesken nach, die wie ein Kattunmuster die Mauern bedecken. Endlich kann er weiter und zu einer Pagodentreppe klimmen und von da zu einem kleinen Fenster, das glücklicherweise offensteht. Kaum ist er eingestiegen, so hört er unter sich Schritte; es ist der Wächter im Hof, der seine Runde macht.

Dann ist alles wieder still. Nun kann Tavernier auch erkennen, wo er sich befindet; es ist der Vorraum des Tempels, und was vor ihm steil aufragt ein riesiger Monolith, den man roh hereingebracht hat, um aus ihm an Ort und Stelle das Ebenbild des heiligen Feigenbaumes, des Kalpao-Riksha, zu schaffen. Vorsichtig klettert Tavernier in die steinerne Krone des heiligen Wunschbaumes, doch kaum hat er zwischen den steinernen Zweigen einen Halt gefunden, da drohen ihn seine Kräfte zu verlassen, denn aus dieser schwindelnden Höhe sieht er plötzlich tief unter sich am Opfertisch eine Gestalt, die ihn unverwandt anstarrt; aber es ist nur die bronzene Statue des Priesters, der den heiligen Raum bewachen soll.

Schon ist er zur halben Höhe der Steinpalme herabgeklettert, da gellt ein schauerlicher Schrei im Widerhall der Tempelbögen auf, so markerschütternd, daß der Schreck dem Eindringling erneut in die Kehle fährt; es ist ein heiliger Pfau, der seinen Liebesruf aus den hängenden Gartenarkaden des Blauen Berges ausgestoßen hat.

Wie schwer sich die Augen an diese Dunkelheit gewöhnen, an diese gewollte Finsternis, die den eintretenden Menschen mit Blindheit schlagen und auf die Knie zwingen soll, weil ja der Mensch, wie die Priester sagen, auch sonst verblendet ist.

Langsam gleitet Tavernier über die steinernen Fasern des Stammes hinab, bis sein Fuß etwas Weiches, Weißes, wie Schnee, berührt: Jasmin, der in dichten Flocken den Fußboden bedeckt. Nasse, warme, modrige Luft lagert über den abgestorbenen Blumen, deren noch betäubender Duft mit dem Geruch von verbranntem Sandelholz vermengt ist.

Vorsichtig will Tavernier das Halstuch öffnen. Dabei fällt ein Knopf auf den Boden, den der Jasminteppich aber lautlos umfängt; einen Augenblick horcht er, dann zieht er unter dem Hemd einen Schlüssel hervor mit sonderbaren Zacken, und steckt ihn in das kunstvolle Damaszener Schloß des Haupttores. Er paßt; also hat ihn der Palastwächter nicht betrogen; einen Beutel von Louisdors hat das gekostet.

Mit einem hellen Klirren springt die Pforte auf, eine Teiltür des gewaltigen dreifachen Bronzetors. Ein riesiger Felsendom nimmt den Christen auf, den ersten, der das Heiligtum des Râmâ Sita betritt. Keine Wände, keine Grenzen, alles scheint sich in endloser Weite und unermeßlicher Ewigkeit zu verlieren. Kein Laut ist vernehmbar, unheimlich die Stille, als ob sich in diesem geheimnisvollen Schweigen die Gottheit wirklich offenbaren wolle. Tief beeindruckt von dem großartigen Erlebnis, kann sich Tavernier kaum von der Stelle rühren; seine Hände tasten in die Dunkelheit, um einen Halt zu finden, aber sie greifen ins Leere. Seine Gedanken verwirren sich.

Da plötzlich, als er weiterschreitet, teilt sich die Dunkelheit, und wie ein winziges Flämmchen wird hoch oben in der Luft ein Punkt sichtbar, rund und glatt wie das glotzende Auge einer Libelle — hauchfeine Ringe legen sich kreisend darum, langsam größer werdend, bis schließlich strahlend das blaue Feuer in ungeheurer Helle aufflammt: das Auge des Râmâ Sita, der Adamas, der Blaue Diamant.

Die Begierde nach diesem Wunderstein verleiht Tavernier auch Wunderkraft. Weiter tastet er sich vor, nicht spürt er den Boden mehr unter den Füßen, keinen Raum, bis ihn plötzlich aus der schwarzen Leere gräßliche Fratzen anstarren; es sind die Puppen der Götter am Altar Ratnavedi, wo sie zu Füßen ihrer göttlichen Herrschaften hocken und warten. Tastend sucht Tavernier an ihnen vorbeizugleiten, da schellt gellend das Tam-Tam durch die Nacht: die zwölfte Stunde ist vollendet, erreicht der Scheitelpunkt der Nacht.

Tavernier weiß aus den heiligen Büchern, daß die Priester auf der unbehauenen Rückseite der Götterbilder

(Fortsetzung Seite 415)

Gut rasiert - Gut gelaunt!

ROTBART

ROTBART

RASIERAPPARATE HANDELS A. G. BAHNHOFSTR. 39, ZÜRICH

ScherkTips

Duftende, gepflegte Hände!

Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moos-Seife; nach 10 Minuten bemerken Sie, daß der feine Duft an Ihren Händen haften geblieben ist. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Wäsche, dann duftet der ganze Schrank. Stück 1.75

Mystikum Puder

der berühmte Scherk Puder. 1.25, 2.00, 3.00

Und für Ihn?

Bringen Sie ihm einmal eine Flasche Tarr mit. Tarr verwandelt die tägliche Tortur des Rasierens in ein Vergnügen. Das Brennen und Spannen hört sofort auf. Bakterien werden wirksam abgetötet und die Haut wird völlig weich und glatt. Flaschen zu 1.50, 2.25, 4.00, 7.50

Wer 30 Cts. Porto an Arnold Weyermann jun., Zürich 6, schickt, bekommt eine Probe. Bitte Adresse deutlich schreiben.

SCHWEIZER ERZEUGNIS

DIE SCHÖNHEITS Schule

Fangen Sie mit der Grundlage aller Schönheitspflege an: Säubern Sie das Gesicht gründlich mit Scherk Gesichtswasser! Und dann lesen Sie, was das kleine Büchlein an der Scherk Gesichtswasser-Flasche sagt: Nur die bis in die Poren gesäuberte Haut kann schön wirken! Und schön werden! Durch Schönheitspflege mit Scherk Gesichtswasser!

Taschenflasche zu 1.60, Flaschen zu 2.50, 4.25 u. größer.

Denken Sie auch an die hygienische Scherk Gesichtswatte.

SCHERK

Sie genesen schneller

durch das Aufbau- und Wiederherstellungsmittel Elchina.

Es hilft Ihrem Körper, die Nahrung wieder richtig zu verarbeiten und bringt Ihnen guten Appetit. Es stärkt Ihre Nerven und verbessert Ihr Blut. Ihre Schwäche weicht bald einem herrlichen Gefühle des Wohlbehagens.

Nach Krankheit und Wochenbett die goldene Regel: 3 x täglich

ELCHINA

Ein Hausmann-Produkt

Orig. Fl. Fr. 3.75, Doppelfl. 6.25, Kurp. 20.–
Erhältlich in Apotheken

Ein kleines Nickerchen

erfrischt wunderbar. Aber dazu muß der Lärm ausgeschaltet werden durch OHROPAX-Geräuschschützer. Plastisch formbare Kugeln zum Abschließen des Gehörganges. Schachtel mit 6 Paar nur Fr. 2.70. Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

MARK TWAIN *und die Spinne*

Der große amerikanische Schriftsteller und Humorist wurde einmal von einem Zeitungsleser gefragt, was es wohl bedeuten möge, daß sich in der ihm zugestellten Nummer eine lebende Spinne befunden habe „Die Spinne wollte zweifellos nachsehen, welches Geschäft nicht Inserent des Blattes ist, um dann an dessen Ladentür in aller Ungestörtheit ihr Netz spinnen zu können", war Mark Twain's treffliche Antwort.

Nicht inserieren heißt in der Tat auf Kunden verzichten!

Bildung

ein wertbeständiges Kapital für Sohn und Tochter

„Institut auf dem Rosenberg"

bei St. Gallen

Voralpine Internatsschule (vormals Institut Dr. Schmidt) für Knaben. Alle Schulstufen bis Matura und Handelsdiplom. Kant. Maturitätsprivileg. Einziges Schweizer Institut mit staatl. Sprachkursen. Individuelle Erziehung in einer Schulgemeinschaft, bei der Direktion, Lehrer und Schüler freundschaftl. verbunden sind. Schulprogramm durch Direktor Dr. Lusser

Englisch

Französ. od. Italienisch garant. in 2 Mon. in d. Ecole Tamé, Neuchâtel 31 oder Baden 31. Auch Kurse mit beliebiger Dauer zu jeder Zeit u. für jedermann. Vorbereitung für Staatsstellen in 3 Monaten, Sprach- und Handelsdipl. in 3 u. 6 Monaten.

Schon in den allermeisten Fällen wirkt

SLOAN'S LINIMENT

prompt und nachhaltig

Da eine Flasche für Fr. 2.50 für zahlreiche Anwendungen ausreicht, ist Sloan's Liniment überdies ein billiges Heilmittel. Seine Anwendung ist trotz seiner ausgezeichneten Wirkung unschädlich bei leichteren und schwereren Symptomen verschiedener Ursachen, wie

Rheumatismus, Gicht

Ischias, Hexenschuss, Gliederschmerzen - auch bei Verstauchungen und Verrenkungen, Quetschungen und Verstrekkungen, sowie Muskelschmerzen.

Preis Fr. 2.50

diese auf Stufen ersteigen können, um jene zu baden und zu salben. Nur mit Mühe kann er diese eingehauenen Absätze finden, um dann, von dem Fieber getrieben, das den Jäger packen mag, wenn er das seltene Wild erblickt, eilig aufwärts zu steigen. Immer näher kommt er dem Kopf mit den meterlangen Goldketten und Perlenreifen in den Ohren, die wie runde Scheiben weit abstehen, da sie an den Riesenkopf eingehangen sind. Tief unter ihm liegen jetzt des Gottes Hände, mit langen Fingernägeln aus Achat, ausgebreitet auf dem goldbelegten Mantel, der wie eine riesige Schleppe in die Tiefe fällt. Deutlicher wird nun auch das Antlitz des Gottes mit eingedrückter Nase und gräßlich breitem Mund, der höhnisch zu grinsen scheint. Weiter, weiter steigt das zwerghafte Wesen an dem Giganten empor, schon vom blauen Feuer der Ewigkeit überflutet.

Tavernier ist am Ziel!

In schwindelnder Höhe wölbt sich über ihm in dunkelster Schwärze die nicht zu entwirrende Finsternis, aus der jeden Augenblick der Himmel seinen Blitzstrahl auf den Frevler herabsenden kann.

Fernes Rauschen, wie das Raunen der erstarrten Götter, durchzieht den Raum gleich Flügelschlägen, schwillt an und zerflattert, bis es wieder naht, gleich fernem Saitenspiel, in das jetzt die Stimme des Tempelwächters jubelnd einfällt:

«Schlafe, Welt,
in dieser Nacht.
Râmâ-Sita
hält die Wacht!»

Da zieht Tavernier sein Halstuch hervor, wirft es über das Auge des Gottes und bricht es heraus.

Es ist der Morgen des Tages der zunehmenden Hälfte im Monat Jyaishtha, an dem Gott, wie die hohen Priester versichern, auf die Erde zurückkommen wird, über das Böse Gericht zu halten und das Urteil ewiger Verdammnis zu sprechen.

Am Teich der heiligen Krokodile.

Genau nach der Weisung Taverniers wartet Mariage im untersten Vorhof des Tempels, bereit, mit ihm sofort nach der Tat im ersten Morgengrauen über das Hochland Orissa an die Meeresküste zu fliehen. Stunden bangen Wartens vergehen. Schatten der Nacht, wie große schwarze Vögel, heben langsam ihre Schwingen, ohne daß sich der andere blicken läßt.

Am Horizont beginnt es schon zu tagen; aus düsteren grauen Wolken der Nacht werden langsam rosa Flocken, die sich voneinander lösen, um den opalblauen Himmel freizugeben. Frohlockend tönen aus der Ferne die Schalmeien vom Vortrab des Râjâ, der bereits von der Tigerjagd heimkehrt.

Aber noch immer ist nichts von Tavernier zu entdecken, nicht einmal ein Zeichen. Für einen Augenblick glaubt Mariage etwas Aufleuchtendes wie ein weißes Tuch zwischen den Arekapalmen gesehen zu haben, aber es wird wohl ein Irrtum gewesen sein.

Wie seltsam doch diese Arekapalmen aussehen, wie große Farne, die auf Rohrstöcken sitzen; eine Lichtung umfassen sie an der untersten Tempelterrasse, auch einen See, der erst beim Aufsteigen der Morgennebel allmählich erkennbar wird. Es muß der Rohînî-kunda sein, der Teich der heiligen Krokodile. Marmorne Stufen führen hinab, von denen greise Priester in weißen Gewändern jeden Morgen Körbe voller tierischer Eingeweide, öfters auch halbe Ziegen als erste Mahlzeit den Krokodilen zuwerfen. Dort, wo die Mauer am Teich mit kupfernen Platten belegt ist, sind die ausfallbaren Lucken, aus denen mancher Sack mit eingebundenem, lebendem Körper in den Teich geworfen ist. Das alles weiß Mariage aus den Erzählungen Taverniers, — aber der kommt nicht! Wo bleibt Tavernier?

Luftblasen, die gurgelnd im Teich zwischen den breiten Blättern der Lotosblumen aufsteigen, verraten die gefährlichen, oft hundert Jahre alten Echsen, die noch wie aus Stein gehauen schlafend daliegen, bis sie der hohe singende Lockruf der Priester wecken wird; dann werden sie ihre faulen dicken Augen langsam öffnen, um unerwartet schnell das ihnen zugeworfene Fressen zu packen und zwischen den messerscharfen Zähnen zu zerfetzen.

Immer noch kein Zeichen von Tavernier!

Da plötzlich gellen die Tam-Tam auf, es sind nicht die Stunden, die das Becken anzeigt, es sind die Schläge des Alarms, die sich von Pagode zu Pagode, von Turm zu Turm fortpflanzen. Nichts Gutes ahnend, will Mariage hervortreten, um noch einmal die Terrassen mit den Augen abzusuchen, da legen sich zwei bronzefarbige Arme wie eine Klammer um seine Brust, reißen ihn nach rückwärts und werfen etwas Dunkles, Enges, — den Sack über ihn.

Ein Klatschen im Wasser, — schnelle Bewegungen unter den Lotosblumen, dann ist es wieder ruhig, nur grinsend verlaufen langsam die Wellen, bis er wieder daliegt in völliger Stille: der Teich der heiligen Krokodile.

Der Fluch der Gottheit.

Unaufhörlich gellen die Tam-Tam im aufgeregten Takt über das Land, bisweilen abgelöst von dumpfen Paukenwirbeln, die auch den letzten Hüttenbewohner aus dem Schlafe wecken und Kunde geben von dem Tempelfrevel, dem Diebstahl des Auges Gottes.

Bei der strengen Untersuchung durch den Râjâ beteuern die Priester immer wieder ihre Unschuld mit dem Hinweis, daß die wächsernen Siegel der Tore unberührt seien; aber dennoch müssen sie weinend vor Wut zugeben, daß der Anschlag des Weißhäutigen doch gelungen und der Frevler entkommen ist, wenn auch seinen Begleiter die gerechte Strafe ereilt hat.

Jeder Mann, selbst Greise und Knaben greifen zum Messer und schließen sich den bewaffneten Trupps an, die den Täter suchen wollen, während die Frauen unaufhörlich Gebete murmeln, ausbrechend dazwischen in laute Klagen um den geschändeten Gott.

Im Tempel sind inzwischen seltene Kräuter angezündet, um das entweihte Heiligtum vom Atem des Verbrechers wieder zu reinigen; erst dann kann sich der Erzpriester Bhitarchhu Mahâpâtra dem geblendeten Gotte nahen, um in stiller Zwiesprache mit ihm sich zu beratschlagen. Was er von dem steinernen Bilde zugeflüstert zu vernehmen meint, schreibt er auf Pergament nieder; es ist der Fluch der Gottheit, den er nun feierlich Indien verkündet: «Indien, mein strahlendes, lachendes Land! Höre mich, deinen Gott Râmâ-Sita, der ich klage und anklage zugleich. Das Licht meiner Stirne ist erloschen, mein Auge geblendet, das in Liebe auf dich herabsah und dir den Segen gab. Ein Frevler vollbrachte die Tat, ein ungläubiger Fremder aus den Reichen jenseits des Großen Meeres. Seine plumpe Hand riß mein Auge heraus und machte mich blind, auf daß ich dich niemals wieder erblicken werde, nicht mehr die Priester, meinen Tempel, die Blumen und Früchte. Doch wer immer im Wandel der Zeiten das blaue Feuer von meiner Stirne besitzen möge, dem folge mein Fluch wie der Schatten ihm folgt: Krankheit und Elend, Unehre und Verzweiflung, Haß und Verachtung begleite ihn bis zum qualvollen Tod, bis in das ewige Verderben. Nie raste seine Seele, jede Stätte der Ruhe sei ihr verwehrt, auch jeder Tempel der Zuflucht, wo die Gottheit wohnt und die Gnade waltet, verflucht sei seine Seele bis an das Ende der Welt!»

(Fortsetzung folgt)

DÉFENSE NATIONALE
MILITAIRE • ÉCONOMIQUE • INTELLECTUELLE

Militärische
Wirtschaftliche
Geistige

Landes-
Verteidigung

ZI

Sammelheft der 3 Sondernummern Fr. 1.20

Unsere drei erfolgreichen Sondernummern wurden, der starken Nachfrage wegen, zu einem schönen Heft mit farbigem Umschlag vereint. Preis Fr. 1.20. Zu beziehen durch alle Kioske und Buchhandlungen oder direkt vom Verlag der ZI, Conzett & Huber, Zürich.

Nos trois numéros spéciaux, consacrés à la défense nationale militaire, économique et intellectuelle, ont été, vu leur grand succès, réunis sous une couverture aux couleurs fédérales, et peuvent être obtenus à tous les librairies ou kiosques ou commandés directement à l'administration de ZI, Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zurich.